Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 37 (1943)
Heft: 23

Artikel: Eine Vesuvbesteigung
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-926133

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Tiefe heraufgeholt. Das ist etwas anderes. Ihr solltet mal auf dem Meeresboden herumstiefeln. Unsere Bleigewichte und Bleisohlen sind doppelt so schwer als eure Flußgaloschen."

Der Spott trifft die beiden Alten an der empfindlichsten Stelle. Der eine meint: „Das ist wohl wahr. Was sind wir schon für Taucher! Wir tragen keine Schuhe mit Bleisohlen. Wir gehen ja nur mit einer einzigen Galosche ins Wasser. Willst du es nicht auch einmal probieren?"

Und Smolkin: „In dieser Gosse[1]) ist auch eine Galosche noch zu viel." Doch der andere meint: „Nur nicht so stürmisch, mein Freund! Zieh dich einmal an!" Smolkin macht sich bereit.

Smolkin und ich steigen ins Wasser. Die beiden Alten schauen von oben, was wir unten machen. Sie wissen wo jetzt Smolkin gerade steht. Sie beobachten, wie er hinfällt, wie er sich überschlägt. Sie erkennen es an den Blasen, an den Bewegungen der Signalleine und des Schlauches. Smolkin tut mir leid.

Ich säge wie besessen drauflos. Die Pfähle fliegen nur so in die Höhe. Einer, zwei, drei, vier, fünf. Bald bin ich fertig. Ich gehe zu Smolkin hinüber. Der quält sich aber ab! Mit Händen und Beinen klammert er sich an einem Pfahl fest. Sein Schuh ist abgerutscht und hängt nur noch an einer dünnen Schnur. Die Säge scheint er verloren zu haben.

Nein, die Säge liegt da, irgendwo neben ihm. Aber Smolkin denkt nicht an sie. Wenn er nur selbst nicht verloren geht. Ich trete auf ihn zu und drücke ihn an den Pfahl, damit er nicht umfällt. Durch den Helm schreie ich ihm zu: „Bleib nur ruhig stehen! Ich binde dir den Schuh fest."

Smolkin nickt. Ich ziehe ihm den Schuh an. Dann mache ich ihm vor: Siehst du, so muß man in der Strömung stehen. Smolkin schaut durch das Fenster des Tauchhelms zu. Dann stemmt er sich auf den Grund und steht wie ich. Aha, er hat verstanden.

Ich nehme seine Säge. Dann lasse ich mich auf ein Knie nieder und umklammere mit dem Bein ohne Schuh den Pfahl. Ich führe die Säge an den Pfahl. Und nun geht es los: ritsch ratsch, ritsch ratsch! Die Spähne wirbeln auf.

Er stellt sich auf meinen Platz, kniet nieder und beginnt zu sägen. „Jetzt geht's", schreie ich ihm zu. „Aber spiel in Zukunft nicht mehr den Großhans vor den Alten!"

Ich steige zur Barkasse hinauf. Die Alten sitzen schweigend da. Man sieht es ihnen an. Sie wissen Bescheid. Sie lächeln und denken: „Dem da unten ist recht geschehen; der wird nicht mehr über uns spotten."

[1]) Gosse kommt von gießen. Gosse = Oeffnung zum Ausgießen des schmutzigen Wassers in der Küche; Schüttstein; Straßenrinne, wo das Regenwasser abläuft.

Eine Vesuvbesteigung.

Vor zweiundvierzig und vor sieben Jahren war ich oben. Man sollte meinen, ich hätte beide Male ungefähr dasselbe erlebt. Aber weit gefehlt. Die Vesuvfahrten von 1901 und die von 1936 waren grundverschieden; in mehr als einer Beziehung. Denn von einer Besteigung war das letzte Mal eigentlich nicht die Rede, da wir mit dem Auto bis etwa hundert Meter an den Kraterrand fuhren, wobei uns beinah das Benzin ausgegangen wäre. Das letzte kurze Stück nur machten wir zu Fuß. Man mietet sich dann beim Betreten des Lavafeldes Stoffschuhe mit Schnürsohlen, weil das Leder von der Hitze des Bodens brüchig würde.

1901 aber war's eine richtige Besteigung vom Fuß bis zum Gipfel; also rund 1300 Meter. Damals hatte der Berg ein anderes Aussehen als seit 1906. In diesem Jahre fand der große Ausbruch statt, bei welchem der oberste Teil des Vulkans zusammenstürzte, sodaß der Vesuv etwa 200 Meter niedriger wurde. Dies war wohl die größte Eruption[1]) seit dem Jahre 79. In jenem denkwürdigen Jahr trug der Wind die Asche in südlicher und südwestlicher Richtung, sodaß die beiden Städte Herculanum und Pompeji verschüttet wurden. 1906 kam der Wind aus Südosten. Die Aschenwolken entleerten sich über Neapel, wo viele Häuser unter der Last einstürzten.

Unser Plan war (1901), zum Sonnenaufgang auf dem Gipfel einzutreffen. Aus guten Gründen mußten wir die Zeit etwas reichlich bemessen. Und so brachen wir um Mitternacht von Portici auf. Zuerst ging's durch die Straßen des Städtchens, bald aber hatten wir

[1]) Eruption = gewaltsamer Ausbruch. Man braucht das Wort besonders von den Vulkanen, den feuerspeienden Bergen. Von Zeit zu Zeit werfen diese gewaltige Massen flüssigen Gesteins (Lava) und Asche aus.

die menschlichen Siedlungen hinter uns gelassen und betraten die Lavaregion. Sie hatte das Unangenehme, daß sie infolge ihrer dunklen, fast schwarzen Färbung den Weg mehr ahnen als sehen ließ. Nun, zur Sicherheit hatten wir einen Führer gemietet, der uns voranging. Und doch empfanden wir ein stetes Unbehagen, weil dieser Mann noch etliche Helfershelfer mitgenommen hatte, denen wir nicht recht über den Weg trauten. Diese Begleiter wußten es so einzurichten, daß wir Schweizer nie in geschlossener Zeile marschieren konnten; immer drängten sie sich zwischen hinein. Wir waren immerhin fünf robuste Schweizer, mit denen nicht zu spaßen gewesen wäre. Einmal bemerkten wir aus einer Steinhütte ein Lichtsignal und hörten auch einen Pfiff. Bald nachher war die Bande verschwunden, nachdem sie sich wohl überlegt hatte, daß bei uns nichts auszurichten war.

Ich schneide da keine Gruselgeschichte auf. Die Gegend um den Vesuv herum war damals wegen ihrer Unsicherheit etwas verrufen.

Wir atmeten also doch etwas auf, als wir nunmehr ganz unter uns blieben, abgesehen vom Führer. Inzwischen waren wir beim untern Ende der Drahtseilbahn angelangt, allwo auch das Observatorium steht, wo wissenschaftliche Untersuchungen über die Ausbrüche angestellt werden.

Natürlich fuhr die Bahn zu jenen Nachtstunden nicht. Wir hätten sie auch nicht benützt, da wir gesonnen waren, den ganzen Weg zu Fuß zu machen. Allerdings war das oberste Stück am mühsamsten. Denn nunmehr hörte die solide Lava auf, und wir betraten den Aschenkegel: nichts Festes mehr unter den Füßen! Genau, wie wenn man durch fußhohen Neuschnee watet. Indes, es gab da doch noch einen bemerkenswerten Unterschied. Neuschnee kann höchstens nasse Socken verursachen und hernach einen Pfnüsel. Diese Asche aber nagte am Schuhleder und am Hosenrand. Nun, man hatte sich demgemäß vorgesehen.

Und wie der Neuschnee müde macht, so ermüdete auch das Waten in der Asche. Kurz vor dem Betreten des Kratergebietes stand da ein Wächter, der einen Zugangszoll erhob und uns den Weg wies, wo wir durchgehen sollten. Denn wenn der Berg schlechter Laune ist, darf man nicht bis auf den Gipfel steigen. Auch wenn er gute Laune hat, muß man noch mit seiner Tücke rechnen. Es kann ihm einfallen, seine Schwefeldämpfe just in die Richtung des Bergsteigers zu fächeln. Der Schnauf ist ja durch die Mühe des Emporklimmens ohnehin etwas knapper geworden. Und wenn man dann in eine solche Dampfschwade hineingerät, so kann man nichts Eiligeres tun, als sein Schnupftuch hervornehmen und Nase und Mund zubinden. Was natürlich fürs Atmen nicht gerade ergiebig ist, aber doch das Reizen etwas dämpft. Trotzdem geht jetzt zuerst ein Schneuzen und Husten los, daß man glaubt, alle Schleimhäute hätten Hochbetrieb.

Allmählich aber hat man sich an die neue Lage angepaßt. Man hat auch erspäht, wo man Windschatten finden kann und dann ist man endlich so weit, den Blick in die Tiefe zu werfen.

Wer nun aber glaubt, da besondere Entdeckungen machen zu können, wer etwa meint, in die Eingeweide der Erde hineinzuschauen, der erlebt eine Enttäuschung. Erstens füllen reichliche Dämpfe das Kraterbecken. Und wenn sie sich für Augenblicke verziehen, dann schaut man nicht etwa in ein tiefes Loch, sondern auf einen schwefelfarbigen Felskegel, aus dessen Spitze die Dampfwolke quillt. In weiter Runde zieht sich der brüchige Kraterrand; er mag damals einen Durchmesser von mindestens dreihundert Metern gehabt haben.

Wie schon bemerkt, ist beim letzten Ausbruch von 1906 der ganze oberste Teil des Vulkans in sich zusammengestürzt; just bis zum obern Ende der Drahtseilbahn, deren Tor jetzt wie ein alter Triumphbogen in den Himmel hineinragt. Man hat denn auch die Drahtseilbahn damals etwas verkürzt und die neue Station weiter nach unten versetzt.

Nachdem unser Forschungstrieb nach reichlichem Schneuzen und Pusten gesättigt war, machten wir auf dem Kraterrand kehrt, um nun die fabelhafte Aussicht zu genießen. Die aufgehende Sonne warf von unserm Berge einen riesigen Schattenkegel auf den tiefblauen Golf hinaus. Die Lichter von Neapel waren jetzt gänzlich ausgelöscht, und in weiter Runde breiteten sich die Häuser aus. Draußen aber hielten die beiden Inseln Capri und Ischia Wacht vor der großen Bucht.

So beschwerlich der Aufstieg, so mühelos vollzog sich der Abstieg im Aschenkegel; die Weichheit des Bodens erlaubte jetzt Siebenmeilenschritte; man flog eher, als daß man ging. Hatten wir zum Besteigen viereinhalb Stunden gebraucht, so langten wir nunmehr in fünf Viertelstunden in Portici an.

Bei unserer Fahrt anno 1936 hatten wir Gelegenheit, die freudige Entdeckung zu machen, daß die Vesuvführer in der Qualität merklich gestiegen sind. Von Uebervorteilen, von Abenteurern keine Rede mehr; es standen da Leute zur Verfügung, die es sich zur Ehre anrechneten, die Fremden bestens zufrieden zu stellen.

So sind beide Vesuvtouren unverlierbar in mein Gedächtnis geprägt. E. H.

Das Muttertier.

John und ich waren die einzigen Einwohner eines abgelegenen Tales in Kanada. Unser Leben verlief sehr eintönig. Oft wünschten wir uns Nachbarn. Und immer hatten wir uns auch Kinder gewünscht. Leider vergeblich. Etwa ein Sturm, ein Waldbrand, ein Fluß, der über die Ufer trat — das waren die wenigen Abwechslungen in unserm Dasein.

Der Sunwapta, der Fluß des Tales, führte Hochwasser. Am Nachmittag stieg er stündlich um rund 20 Zentimeter. Wir erkannten, daß es eine Ueberschwemmung geben werde. Und freuten uns darüber. Nach dem Nachtessen eilten wir, ohne abzuwaschen, ans Flußufer hinunter.

Dickes, gelbes Wasser raste an uns vorüber. Entwurzelte Bäume brausten vorbei. Wie geborstene Schlachtschiffe eilten sie den Wasserfällen und dem Cañon [1]) zu. Aus dem Cañon würden sie zerschmettert und zu Kleinholz zusammengeschlagen wieder ausgespieen. Das wußten wir von frühern Ueberschwemmungen her.

John zeigte über den Fluß. Eine Elenkuh [2]) und ihr Kalb kamen aus dem Busch. Am steil abfallenden Ufer, genau uns gegenüber, blieben sie stehen. Beide schauten zurück, als fürchteten sie einen Verfolger. Möglich, daß ein Puma [3]) hinter dem Jungtier her war. Das Kalb bestand nur aus Haut und Knochen. John sagte, es könne nicht mehr als drei Tage alt sein.

Die Kuh mußte uns gesehen haben. Aber sie schenkte uns nicht die geringste Beachtung. Es schien, sie studiere die Strömung. Auf einmal stürzte sie sich in die gelbe Flut. Und strebte mit voller Kraft unserer Seite zu. Nicht ein einziges Mal schaute sie nach ihrem Jungen zurück.

Das Kälbchen sprang ohne Besinnen der Mutter nach. Für ein paar Sekunden entschwand es unserm Blick. Etwas weiter unten tauchte es wieder auf. Für jeden Meter vorwärts wurde es von der Flut vier Meter abwärts getrieben. Dennoch versuchte es furchtlos, der Mutter zu folgen.

Immer schneller trieb das Tierchen den Wasserfällen zu. Nur seine Mutter konnte ihm jetzt noch helfen. Die Elenkuh aber achtete nicht auf ihr Junges. Sie schien unbekümmert dem andern Ufer zuzustreben. „Du böse, grausame Mutter!" schrie ich.

Die Kuh war eine starke Schwimmerin. Trotzdem hatte sie hart gegen die Strömung zu kämpfen. Sie erreichte das Ufer ein kleines Stück unterhalb des Ortes, wo wir standen. Kopfvoran brach sie in das Waldesdickicht ein. Ohne sich um ihr Junges zu kümmern.

John und ich eilten am Flußufer entlang abwärts. Wir hatten keine Hoffnung, daß sich das Kalb retten könne. Aber wir behielten seinen kleinen, dunklen Kopf in Sicht. Er wurde wie ein Kork auf und ab getrieben. Baumstämme schossen um Haaresbreite an ihm vorbei. Zuweilen wurde er von einer Welle unter das Wasser gezogen. Doch tauchte er weiter unten immer wieder auf. Und ganz langsam kam er unserm Ufer näher. Schon hatte das junge Elen den Strom mehr als zur Hälfte durchquert.

Wir kamen an eine Flußbiegung. Dichtes Buschwerk reichte hier bis an das Ufer. Wir folgten nun ein Stück weit einem Weg durch den Wald. Weiter unten bildete der Fluß in ruhigen Zeiten eine stille Bucht. Jetzt aber brauste auch hier eine starke Strömung vorüber.

Wir freuten uns, als wir das Kalb wieder entdeckten. Aber o weh! Es wurde im Kreis herumgewirbelt, und nach einer Weile trug die Flut es wieder hinaus.

Plötzlich hielten wir still. Vor uns brach die Kuh aus dem Dickicht heraus. Sie hielt an, als wolle sie die Geschwindigkeit und die Richtung der Strömung prüfen. Dann sprang sie das Uferbord hinunter und hinaus in den

---

[1]) Mit Cañons bezeichnet man in Amerika enge, tiefeingeschnittene, steilwandige Flußtäler.

[2]) Die Elen oder Elche sind riesige Hirsche, bis 2,9 Meter lang. Sie kommen nur noch in Nordeuropa und Nordamerika vor. Ihr mächtiges Geweih endet in Schaufeln, ähnlich wie bei den Damhirschen.

[3]) Der Puma oder Silberlöwe ist ein katzenartiges Raubtier. Er lebt in Nord- und Südamerika und holt sich oft ein schwaches oder abseits stehendes Tier aus den Viehherden heraus.